Der geächtete Fisch

Die Angriffe der Haie nehmen weltweit zu. In Südafrika erreichten die Attacken 1998 ein neues Maximum – Grund genug, die Tiere zu jagen. Bald werden sie ausgerottet sein. Doch die Tiere wollen gar nichts von den Menschen. Der südafrikanische Taucher André beweist es: Er schwimmt ohne Käfig mit ihnen.

Von Christian Schmidt

Fotos: Manuel Bauer

Das Meer versteckt die massigen Leiber. Irgendwo in der Tiefe unter dem Boot gleiten sie durch das Wasser, geräuschlos, unsichtbar. Als seien sie schuldig.

Skipper André erzählt von diesen Leibern. Wie sie sich dir beim Tauchen nähern. Mit Vorliebe von hinten kommen sie, bleiben in deinem Rücken stehen, du siehst nichts, hörst nichts, und wenn du dich umdrehst - zack! - , siehst du einem Weissen Hai direkt in die Augen. Das ist nicht böse gemeint. Die Tiere wollen nur auskundschaften, was neben ihnen im Meer schwimmt. Sie sind neugierig. Für Panik gibt es keinen Grund.

Gischt schlägt an der Bordwand des Bootes hoch, der Wind spannt die Ankerleine. Vom Festland her drängen Wolken über die Berge, sinken auf den Südatlantik und werfen ihr Schattenmuster auf das Wasser. Zwischendurch gleisst die Sonne und lässt das Meer grün leuchten. Aufgeregtes Wetter herrscht vor Kap Agulhas, dem südlichsten Punkt Südafrikas.

André lehnt am Steuer seines Bootes, acht Meter lang, eine Nussschale in meerblau. Das Boot rollt in den ruppigen Wellen. André ist ein Hüne mit sonnengebleichtem Haar, stets barfuss. Früher war er Querflötenspieler in einer Navyband und professioneller Taucher. Er mag Tätigkeiten, bei denen man nicht sprechen muss. Seine Überzeugung trägt er auf dem Rücken des Sweatshirts. „White Shark - 7 Million Years of Ocean Balance“. Dreht er sich, so steht auf seinem Bauch: „Human Race - 1 Million Years of Instable Evolution“.

André bietet Tagesausflüge an. Für 100 Dollar führt er Touristen zu den Weissen Haien, und wer über ein Brevet verfügt, kann mit ihnen tauchen. Ein Metallkäfig hält die Tiere auf Distanz. Als „Adrenalin Tour“ wird der Ausflug in der Werbebroschüre charakterisiert, es ist die freiwillige Konfrontation mit der menschlichen Urangst: Man kann mit den Drachen der Wasserwelt schwimmen.

Heute ist Andrés Boot halbvoll. Vier zahlende Gäste, das ist für die Saison nicht schlecht.

Oktober ist Frühlingsanfang in Südafrika, kalt und nass. Cathy, Anne und Sarah sind von England hergekommen, für zehn Tage. Neun haben sie aus dem Katalog gebucht, als Garnitur um den Haitrip. Sarahs bunte Faserpelzjacke flattert im Wind, ihre Hände hat sie in die Ärmel zurückgezogen. Clark, der Amerikaner, trägt gelbes Ölzeug in Übergrösse. Er wird den ganzen Tag trockene Bisquits kauen, schweigend. Die Bisquits halten den Magen ruhig.

Die vier sitzen nebeneinander auf der Reling. Ihre Hinterteile hängen über Bord, ein Meter über Wasser, wie Räucherschinken im Gebälk. Gleich kommt der Fuchs.

Im Glauben der ozeanischen Urvölker haben die Brüder To Karvuvu und To Kabinana die Tiere der Welt erschaffen. To Karvuvu war unvorsichtig. Als er Geschöpfe schuf, die ihm beim Fischen helfen sollten, liess er sie entweichen. Seither streifen die Haie durch die Meere und fressen Fisch und Mensch ohne Unterschied. 374 Arten hat To Karvuvu erschaffen. An der Spitze der marinen Nahrungskette stehend, dominieren sie die Meere und erhalten das Gleichgewicht. Ohne Haie vermehren sich die anderen Räuber ungehindert und fressen die Meere leer, bis auch das pflanzliche Plankton verschwunden ist. Das pflanzliche Plankton produziert Zweidrittel des Sauerstoffes der Erde. Krone der Gattung sind die Weissen Haie. Ihre tropfenförmige Gestalt bietet minimalen Wasserwiderstand; entsprechend schnell schwimmen sie. Da sie im Gegensatz zu anderen Fischen ihre Körpertemperatur verändern können, reicht ihr Lebensraum von den eisigen Gewässer in Polnähe bis in die Tropen. Gemässigte Zonen, wie das Meer vor Südafrika, ziehen sie jedoch vor.

Wenig ist bekannt über die Lebensweise der Weissen. Sie sind Nomaden, sie sind Einzelgänger, und doch haben sie ein Sozialleben. Davon zeugen Bissspuren an ihren Körpern. Unbekannt ist, wieviele tausend Kilometer sie schwimmen, wie sie aufwachsen, und noch nie wurde beobachtet, wie sich Weisse Haie paaren.

Gansbaai, ehemaliges Fischerdorf an der Walker Bay, ist das Zentrum des Shark Cage Diving. Zwei Stunden dauert die Autofahrt von Kapstadt durch die Berge, eine karge Buschlandschaft, ab und zu ein Pickup mit schwarzen Landarbeitern. Zusammen mit einem halben Dutzend Konkurrenten hat André in Gansbaai seine Basis. Heute ist das Dorf ein Pensionistenresort mit explodierenden Bodenpreisen. 3’000 Touristen finden jährlich hierher und kaufen an der Dorfstrasse die passenden Souvenirs: Haifischzähne, Haifischposters, Haifisch-T-Shirts.

In den frühen Morgenstunden wassert André sein Boot und fährt durch die ungestüme Dünung hinaus zu zwei kleinen Inseln, elf Kilometer vor der Küste: Dyer Island und Geyser Rock. Dyer Island ist Naturschutzgebiet. Pinguine und Schwarze Kormorane brüten hier. Knapp über der Gischt fliegen die Kormorane heran, dunkle Punkte in der Luft. Die Pinguine kämpfen gegen die Wogen, arbeiten sich auf die Wellenkämme, dann rutschen sie auf der anderen Seite herunter. Auf der Nachbarinsel Geyser Rock leben Seehunde. 40’000 sollen es sein. Schwerfällig

kriechen sie über das langgezogene Felsband, blökend wie eine hungrige Schafherde, elegant gleiten sie durch das Wasser. Und unentwegt führen sie vor, was wir im Zirkus als Dressurleistung beklatschen: Winken mit den Flossen, Kopfstand im Wasser.

Zwischen den beiden Inseln liegt ein kaum zweihundert Meter breiter Wasserarm. Er wird als Shark Alley bezeichnet, als Allee der Haie. Hier wirft André Anker, die Nusschale beginnt zu rollen und hört nicht mehr auf. Die Allee gilt als einer der weltweit besten Orte für die Beobachtung der Weissen Haie. Der Kanal ist ihr Jagdgrund, hier konzentrieren sie sich. Sie patroullieren auf und ab, darauf wartend, dass ein Seehund die schützende Nähe des Felsens verlässt. Für die Haie bedeuten die Seehunde Speck und Fleisch im Überfluss.

Es passiert nichts.

Es passiert überhaupt nichts.

Noch nie attackierten die Haie in südafrikanischen Gewässern so häufig wie 1998: Dreizehn Angriffe wurden gezählt; sechs davon werden den Weissen angelastet. Die Zunahme scheint kein Zufall. Als George H. Burgess, Direktor des International Shark Attack File an der Universität von Florida, Berichte über Haiangriffe zu sammeln begann, stellte er fest, dass die Attacken weltweit beständig zunehmen. Kaum zwanzig Meldungen fand er in den Jahren 1900 bis 1910; in den siebziger Jahren waren es 150, in den vergangenen sieben Jahren stieg die Zahl auf 330. Und nun dieser neue Spitzenwert aus Südafrika.

André geht zum Heck des Bootes, kniet nieder und hängt eine Haileber ins Wasser. Er hat das Organ in der Fischfabrik von Gansbaai geholt, als Abfall. Es soll Haie anlocken. Das Fett der Leber treibt mit der Strömung und bildet eine Geruchsspur. Die Spur ist im Wasser als silbernes Band zu erkennen, anfänglich schmal, mit zunehmender Distanz zum Boot breiter werdend. Stossen die Haie darauf, folgen sie dem Band wie ein Jagdhund. Sie werden aus Distanzen bis 500 Meter angezogen, so empfindlich sind ihre Nasen unter Wasser. Am Boot wartet als weiterer Köder ein abgetrennter Fischkopf, mit einem langen Seil an der Reling festgebunden. Verbeisst sich der Hai darin, kann der Skipper ihn heran ziehen. Das ist Thrill für die Touristen.

11 Uhr 30. „Shark! Shark!“

Eine Flosse pfeilt durch das Wasser. Die erste nach zwei Stunden Wartezeit.

„At the bait!“

Am Köder! Der Hai schwimmt darauf zu, zieht eine Kurve. Ein grauer Schatten im Wasser, majestätisch, kaum erkennbar bewegt er seinen massigen Körper. Gleich wird das Tier ein Loch in den Rumpf beissen, die beiden Aussenborder zermalmen und mit dem Benzin spülen. Steven Spielberg und seine Jünger haben die Szene wiederholt gedreht: 1975, 1978, 1983, 1987. „Der weisse Hai“ begeisterte Millionen und verwandelte Vorurteile in Wahrheiten; die Angst ist ein ewiges Thema.

Noch bevor der Hai den Köder erreicht hat, dreht er ab und verschwindet in die Tiefe. Er zeigt seine Schwanzflosse, kurz den weissen Bauch. Die Engländerinnen starren enttäuscht aufs Wasser.

11 Uhr 35. „Shark!“ Der Hai kommt zurück. André und sein Gehilfe Rozier kippen den Tauchkäfig ins Wasser, ein tonnenförmiges Gebilde, knapp unter der Oberfläche schwimmend. Cathy und Anne ziehen Anzüge und Masken an und klettern hinein. Der Deckel des Käfigs bleibt offen. Von den Wogen bewegt, will er von alleine zufallen, doch der Seegang genügt nicht. Niemand auf dem Boot macht André darauf aufmerksam. Luftblasen steigen in kurzen Abständen aus der Tiefe auf, ein Zeichen, dass die beiden nervös sind.

Der Hai ist verschwunden.

Sind die Tiere wirklich so gefährlich, wie man sagt?

André spickt den Stummel seiner Zigarette ins Wasser.

„Vergiss alles, was Spielberg erzählt. Es stimmt nicht. Die Haie haben alles andere im Sinn, als dich anzugreifen. Es sind sehr ängstliche Tiere. “

Ängstlich?

„Ja. Sie fürchten sogar ein Seehundbaby, wenn es sich umdreht und auf sie zuschwimmt.“

Also sind sie harmlos, mehr oder weniger.

André drückt die Haileber, sie soll mehr Fett geben. Keine Antwort. Dann sagt er: „Wenn ein Weisser angreift, sieht es anders aus. Er kommt aus der Tiefe, du siehst ihn nicht, beschleunigt auf 45 Kilometer und schleudert einen Menschen vier Meter aus dem Wasser. Wenn er zurückfällt, sind die Knochen gebrochen, die Muskeln gerissen.“

Stille auf dem Boot. Nur die Seehunde sind zu hören. Der Wind trägt den scharfen Geruch ihres Kots heran.

Hier am Kap soll es Leute geben, die ohne Käfig mit den Weissen tauchen.

„Klar gibt es diese Leute. Es gibt sie, seit die Menschen in den Meeren fischen, und das ist schon ziemlich lange.“

Auch André taucht ohne Käfig; das ist nichts Besonderes. Du kannst in dieser Gegend nicht ins Wasser, ohne dass Haie in der Nähe sind. Wie willst du sonst im Wasser arbeiten? Jeder Speerfischer hier hatte schon einmal eine Begegnung mit einem Weissen. Die Schneckentaucher, die gleich ausserhalb der Shark Alley ihrer Arbeit nachgehen, werden täglich konfrontiert. Man muss auf der Hut sein, das ist alles. Der Hai warnt dich, bevor er angreift. Er buckelt, öffnet den Mund, schlägt ruckartig mit dem Schwanz: Achtung, ich komme!

Und was tust du in dieser Situation?

„Ich ahme seine Körpersprache nach.“

André wackelt mit den Schultern und zeigt Zähne.

Und wenn das nicht hilft?

„Dann schwimme ich auf den Hai zu. Du musst gegen deinen Instinkt handeln.“

Und was tust du, wenn er sich nicht beeindrucken lässt?

„Ich haue ihm eins auf die Nase.“

Und wenn das auch nichts hilft?

„Die Augen eindrücken.“

Ein ausgewachsener Weisser Hai wird sechs Meter lang und zwei Tonnen schwer, im Rachen verschwinden Delphine und Seehunde, mit den Kiefermuskeln beisst er eine fünf Millimeter dicke Aluminiumplatte durch.

Nach einer Stunde tauchen Cathy und Anne auf und steigen aus dem Käfig. Mit blauen Lippen stehen sie da. Ja, sie haben einen Weissen zu Gesicht bekommen; er drehte mehrmals um den Käfig, langsam, als hätte er nichts Besseres zu tun. Anne starrt mit leerem Blick auf das Deck und sagt: „Archaic - archaic - archaic“. Da taucht dieses riesige Tier auf. Du schaust aus dem Sehschlitz des Käfigs, das Blickfeld eingeengt durch die Maske, und dann schiebt sich dieses Wesen plötzlich vor dein Gesicht. Du hast nichts gehört. Kohlschwarz sind seine Augen. Es schaut dich direkt an. Und dauernd musst du gegen die Gefühle kämpfen: Okay, statistisch gesehen ist die Chance grösser, dass ich an einem Bienenstich sterbe als dass dieses Tier nun den Käfig zerlegt. Aber der Verstand ist schwach!

Die Haie büssen dafür. Die Food and Health Organization, FAO, schätzt, dass Fischer jährlich 600’000 Tonnen Haifisch als unerwünschten Beifang wieder über Bord werfen. Tot. Im Gegensatz zu den Delphinen haben die Haie keine Lobby, die am Verkaufsregal Druck macht. Bertie Ramsauer, Direktor der kleinen Fischfabrik von Gansbaai, ärgert sich täglich darüber, dass die Tiere in die gefüllten Netze seiner Sardinentrawler beissen. Die Netze gehen kaputt, die Sardinen entkommen. Seine Crew schiesst die Räuber mit Jagdgewehren ab. Eine Blutspur hinter sich herziehend, sinken sie auf den Grund. Sportfischer angeln Weisse und verkaufen die Gebisse. 20’000 Dollar kostet der Beweis für das ewig Böse. Im Hafen von Kapstadt wurden 1996 zwei Chinesen erschossen, als sie auf ein Schiff warteten. Sie handelten mit Haifischflossen. Das Geschäft läuft gut.

Jede fünfte Haiart ist heute bedroht. Einige Arten, etwa der Ganges Hai, sind beinahe ausgestorben. Auch die Population der Weissen Haie ist stark zurückgegangen. Vertraut man den Hochrechnungen, so werden die Tiere in zwanzig Jahren bis auf wenige Exemplare ausgerottet sein.

Kurz vor Neujahr 1998 kam Ian Hill ums Leben. Der 39jährige Südafrikaner verschwand spurlos, als er in der Nähe von Kapstadt tauchte. Gefunden wurden einzig seine Harpune und eine zerbissene Flosse. Hills Cousin Dave Rattray kündigte darauf an, er ziehe gegen die Haie in den Krieg, vor allem gegen weisse, denn eines dieser Monster habe Ian umgebracht. Er werde solange Haie töten, bis er die Überreste seines Cousins in einem Haimagen gefunden habe. Rattray fügte an: „Ich bin kein Schlächter, ich bin ein Naturschützer. Aber ich brauche einen Beweis für Ians Tod“.

Dabei mögen Haie gar keine Menschen.

„Haie spucken Menschenfleisch wieder aus“, sagt Leonard J.V. Compagno, Leiter des Shark Research Center am Südafrikanischen Museum in Kapstadt. Compagno gehört zu den weltweit renommiertesten Haiforschern. „An uns ist zu wenig Fett.“ Es sei zwar möglich, dass die Haie einen Schwimmer aus Hunger angreifen, aber das komme selten vor. „Die Tiere merken den Irrtum schnell.“ Lärm machen nur die Zeitungen. „Sie nehmen jede Gelegenheit wahr, um die Haie als

Menschenfresser darzustellen. Dann brüllen sie über die ganze Frontseite: ‘Die Haie kommen! Die Haie kommen!’“

Die Angriffe haben andere Ursachen. Bei schlechten Lichtverhältnissen und in trübem Wasser orientieren sich die Haie nicht mit den Augen, sondern spüren bioelektrischen Feldern nach. Die Felder entstehen durch Muskelbewegungen und elektrochemische Reaktionen im menschlichen Körper. Schwimmer erzeugen dabei ähnliche Frequenzen, wie sie verletzte Fische ausstrahlen. Weil die Tiere aber keine Hände haben, um die Konsistenz zu testen, brauchen sie die Zähne. Und schon fehlt ein Stück. Nach dem ersten Biss merken sie den Fehler und drehen ab.

Die Tiere verwechseln uns, das ist alles.

Die meisten Attacken werden jedoch durch menschliches Fehlverhalten provoziert: Taucher und Surfer dringen in die Reviere der Haie ein, sie befinden sich in ihrem Lebensraum. Das passt den Tieren nicht, vor allem, wenn sie am Jagen sind. Sie kommen, um die Eindringlinge zu vertreiben. Paff, ein kleiner Biss! Nur eine Drohung. So gehen sie auch mit ihren Artgenossen um; alle haben Narben an den Flossen, am Schwanz. Allerdings wirkt ein solcher Biss bei den Menschen anders. Das Ergebnis ist ein Loch im Bauch, ein Kranz Zahnabdrücke im Oberschenkel. Dabei war das gar nicht so gemeint!

Doch die Haie greifen immer häufiger an. Weshalb?

Leonardo Compagno rauft sich bei solchen Fragen die Haare. „Das Ergebnis für 1998 ist statistisch alles andere als signifikant. In Südafrika gehen die Zahlen auf und ab, einmal sind es 7 im Jahr, dann 4, dann halt 13.“ Möglicherweise habe das unüblich warme Wasser mehr Weisse angezogen, auch seien abnormale Fischwanderungen beobachtet worden. Beides könnte das Verhalten der Haie beeinflussen. Letztlich bleibe aber ungeklärt, was genau die gehäuften Angriffe provoziert. Und für die Zunahme, wie sie das Internationale Shark Attack File seit anfangs Jahrhundert nachweist, gebe es eine einfache Erklärung: Die Weltbevölkerung wächst, immer mehr Menschen treiben Wassersport. So einfach ist das; da gibt es nichts zu rätseln und zu deuten.

Die Haie kommen nicht, sie sind da. Gleich den Kulturfolgern, die aus den Wäldern in die Städte ziehen, schwimmen sie an die Küste und testen das erweiterte Angebot.

George H. Burgess, Direktor des Shark Attack File, hat die Angriffsziele der Haie analysiert. Die Mehrheit der Opfer ist zwischen 25 und 29 Jahre alt, weiss, männlich, schwimmt in den Ozeanen vor Kalifornien, Australien und Südafrika. Am häufigsten greifen die Tiere über Mittag an, meistens in flachem Wasser bei einer Wassertemperaturen von 22 Grad. Die bevorzugten Lebensräume der Haie überschneiden sich mit den Wassersportaktivitäten der Young Urban Professionals. Besonders häufig zu Opfern werden Surfer, die Bretter von 180 Centimeter Länge in den Farben grau, braun oder gelbbraun benützen. Auch schwarze Taucheranzüge, grellbunte Badekleider und glitzernde Metallteile

reizen die Haie. Ovale Schwimmkörper in der Farbe grün lassen sie dagegen kalt.

„Shark!“

12 Uhr 10. Der Hai nähert sich dem Boot backbords, umkreist den Köder, dann verbeisst er sich darin. André zieht am Seil. Der Hai peitscht mit dem Schwanz, schüttelt den Köder, schlägt ihn hin und her, die Zähne graben sich ein. Dann reisst das Seil, und der Hai verschwindet in der Tiefe, taucht nach kurzer Zeit wieder auf, kurvt um den Käfig und kommt nahe ans Heck. Weit schiebt er seinen Kopf aus dem Wasser.

André legt sich auf einen der Aussenbordmotoren, streckt den Arm aus und berührt den Hai. Er klopft ihm auf den Kopf, streicht darüber, hält ihn an der Nase. Der Hai lässt es geschehen, er bleibt ruhig. Das Tier öffnet seinen Rachen. André zieht seinen Oberkiefer in die Höhe, damit die Zähne besser zur Geltung kommen. Dann schaut er zurück, ob alle die Auslöser betätigt haben. Ja, es hat geklickt. André lässt los.

„Braucht es Mut, einen Weissen zu berühren?“

Für André nicht. Er tut ganz andere Dinge mit ihnen. Er springt ins Wasser, wartet bis ein Hai in seine Nähe kommt, dann hält er sich an der Rückenflosse und lässt sich ziehen.

Niemand fragt nach. Wie schnell zieht der Hai? Hast du keine Angst? Bist du noch nie angegriffen worden? Angst ist Privatsache.

1996 verletzten sich in den USA 13’458 Menschen mit Kettensägen, 2’599 Menschen mit Deodorants und 10’907 mit Putzkübeln. Nur 18 wurden im gleichen Zeitraum von Haien angegriffen.

15 Uhr 10. Noch einmal taucht der Hai auf, nach drei ereignislosen Stunden. Sarah steigt in den Käfig und taucht unter, wieder bleibt der Deckel offen. Andrés Handy zirpt. Kollegin Kim erkundigt sich, ob er einen guten Tag habe. Der gelbe Rumpf ihres Bootes schaukelt in der Ferne, auf und ab, auf und ab. Nein, sagt André, am Heck den Hai beobachtend, kein guter Tag, schlechte Saison halt. Warten wir auf den Spätsommer, auf März und April, dann beginnen die Tier aktiver zu werden. Eine Notlüge, er will keine Konkurrenz in der Nähe. André hatte zumindest einen „very good shark“, das Tier blieb minutenlang am Boot und kam immer wieder.

Der Hai ist immer noch da. Er schaut sich das Boot an, dann dreht er zum Köder, beisst hinein und schwimmt davon. Das Seil, mit dem der Fischkopf am Boot festgebunden ist, rollt ab. Andrés Gehilfe Rozier bemerkt nicht, wie es sich um seinen Fuss legt. Plötzlich schreit er, taumelt, ein Bein ist bereits in der Luft. Zehn Meter vom Boot entfernt zerrt der Hai am anderen Ende des Seils, peitscht mit dem Schwanz und schlägt das Wasser schaumig. Rozier gelingt es, sich an der Reling festzuhalten, Skipper André stemmt sich gegen den Zug, und sein Gehilfe kann den Fuss aus der Schlinge ziehen. Er stürzt in den Schutz der Kabine, zitternd.

Zwei Monate nach der Fahrt in die Shark Alley publiziert George H. Burgess neue Zahlen. 1998 ist in den USA die Zahl der Haiangriffe von 32 auf 22 zurückgegangen, an den Küsten Australiens von neun auf zwei, in Brasilien wurden ebenfalls zwei Angriffe gezählt, im Jahr zuvor waren es vier gewesen. Fünf Menschen

töteten die Haie 1998, im Jahr zuvor waren es elf gewesen.

Aus Kapstadt wird bekannt, dass das Südafrikanische Ministerium für Umwelt und Tourismus kurz vor Weihnachten 1998 Lizenzen für das Shark Cage Diving vergeben hat. Lizenzen haben jene Skipper erhalten, die neu ausgearbeiteten Sicherheitsbestimmungen zu genügen vermögen. Die Bestimmungen wurden erlassen, nachdem sich Touristen über das hohe Unfallrisiko beklagt hatten. So konnte bereits zwei Mal ein Hai in einen Tauchkäfig eindringen. Alle Skipper haben die Prüfung bestanden.

Aus Hollywood kommt die Nachricht, dass 1999 „Der Weisse Hai“ erneut verfilmt werden soll, zum fünften Mal. Das Drehbuch schreibe Kevin Smith. Smiths letzter Film, „Chasing Amy“, wurde für einen MTV-Award in der Sektion „best kiss“ nominiert. Erfolglos.

Publikationen in „Neue Zürcher Zeitung“, „mare“

© Christian Schmidt